

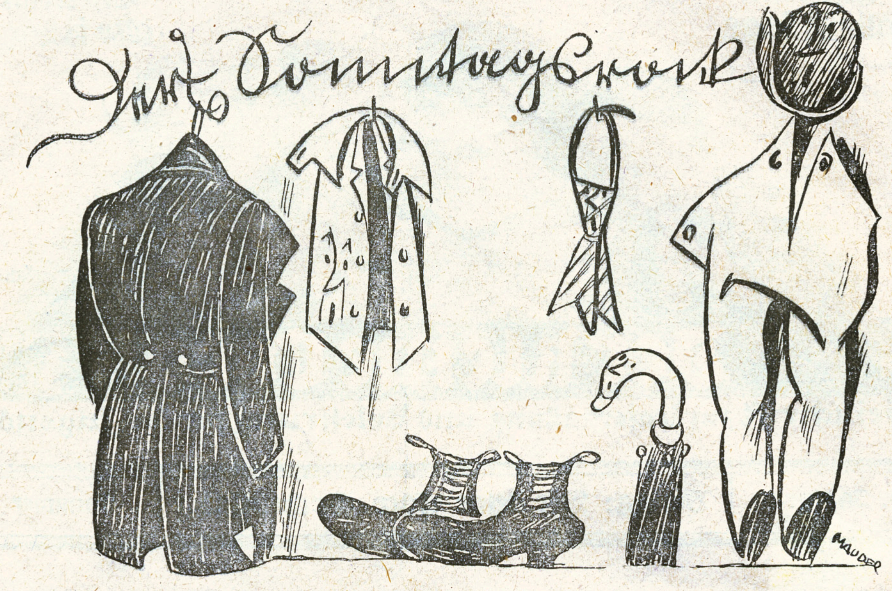
10. Jahrgang | Verlag: Der kleine Coco, Goch (Rhld.) | Nummer 3

Herbstbild

Dies ist ein Herbsttag/wie ich keinen sah!
Die Luft ist still/als atmete man kaum/
Und dennoch fallen raschelnd fern und nah
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht/ die Feier der Natur
Dies ist die Lese/die sie selber hält.
Denn heute löst sich von den Zweigen nur/
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Friedrich Hebbel



Von Lo Bergner.

„Seht mich an!" sprach der Sonntagsrock, der am Kleiderhaken an der Wand in des alten Kaspar Roths Zimmer hing. — „Man nennt mich einen Sonntagsrock und das bedeutet etwas Besonderes! —"

Die in der Nähe befindlichen Gegenstände, die graue Hose, die schon ein wenig blank gescheuert war und der Hut sowie die Stiefel, keiner wagte eine Gegenrede. — Nur die wertlose alte Schlüsseluhr in der Tasche des Sonntagsrockes machte sich bemerkbar. „Pick . . . pick . . . pick . . . was du bist, das bin ich schon lange, ohne mich kann Kaspar Roth überhaupt nicht sein, ich glaube, ich nehme eine Sonderstellung ein. —"

Das ärgerte dem Sonntagsrock, er setzte sein feierlichstes Gesicht auf . . .

„Wie du nur redest . . ., ohne dich könnte Kaspar Roth getrost zur Kirche gehn, ohne mich . . . nimmermehr! —"

Dabei bemerkte er verdrießlich, daß der zweite Knopf von oben fehlte, er hatte sich mit diesem erzürnt, das war nun schon drei Tage her, und er hatte ihn verstoßen, daß er mit einem traurigen „klipp klapp" auf den Fußboden gekollert war und dort nun frierend lag.

Warum nur kam die alte Marie nicht, sie war faul, das wußte der Rock ganz genau, sein Aufhänger war schon einmal vier Tage und vier Nächte lang abgerissen gewesen, aber mit dem fehlenden Knopf, das war eine andere Sache, ohne ihn konnte Kaspar Roth doch unmöglich zur Kirche gehn. —

So sprach der Rock den andern seine Besorgnisse aus und die Stiefel meinten fast zu gleicher Zeit, denn sie besaßen nur ein Gedächtnis zusammen, weil sie ja immer beisammen waren und man sie niemals getrennt verwenden konnte . . .

„Er könnte schließlich das Gebetbuch vorhalten! . . ."

Da lachte die Kravatte spöttisch auf und rief, sodaß es alle hören konnten . . .

„Ihr Narren . . und wenn er nun singen muß? Da sieht man's, daß ihr zu nichts anderem zu gebrauchen seid, als getreten zu werden." — Das war freilich recht boshaft, aber die Kravatte war nun mal so veranlagt, mit ihr konnten weder der Kragen noch das Vorhemd in Frieden leben. —

„Und eine träge Person ist die alte Marie doch, sie hat seit drei Tagen nicht mehr gefegt sonst hätte sie mich finden müssen," klirrte der Knopf am Boden, „und wenn sie mich gefunden hätte, dann hätte sie mich gewiß angenäht." — „Kommt Zeit kommt Rat!" tickerte die Taschenuhr, und dann schwiegen alle, denn die Kirchenglocken von Sankt Annen begannen zu läuten.

Der Sonntagsrock rückte erwartungsvoll hin und her, warum nur kam Kaspar Roth heute nicht, wie stets? — Er würde viel zu spät zum Gottesdienst kommen. Die Uhr tickte erregt weiter, und die Stiefel trippelten nervös hin und her. Nur die Kravatte blieb kühl, die andern hatten schon recht, wenn sie behaupteten sie habe kein Herz.

Die Tür wurde aufgerissen, die alte Wirtschafterin kam mit einem fremden Mann in die Stube, nahm den Rock von der Wand, warf ihn auf den Tisch, die Stiefel und den Hut dazu und sagte . . „Was soll da schon groß zu erben gewesen sein bei so einem armseligen Schlucker . . vor drei Tagen ist er gestorben, und nun sitze ich auf der Straße! —".

Der Trödler besah die Sachen, wiegte den Kopf hin und her und feilschte. —

„Nehmen Sie den Bettel mit!" sagte die alte Wirtschafterin mit den herzlosen Augen.

Und der fremde Mann steckte den stolzen Sonntagsrock Kaspar Roths in einen Sack, ebenfalls den Hut und die Stiefel dazu. Einer kam oben zu liegen und einer unten, sodaß sie das Gedächtnis verloren. „Oh, wie glücklich sind sie dran", seufzte der Rock, denn er hörte in Gedanken Orgelklang und die Stimme des Pfarrers und saß mit seinem Herrn in der dritten Bank links in der schmucken kleinen Kirche.

Die Glocken waren verklungen . . .

Die Tür klappte zu. —

„Sowas . . ." wisperte gedämpft die herzlose Kravatte, und der abgerissene Knopf auf dem Fußboden ergänzte . . .

„Nichts währt ewig! . . ."

Wollte sich aufrichten um unter einen Schrank zu rollen, konnte es aber nicht, weil er schon seit langem an Rheuma litt und wiederholte darum nur betrübt:

„Nichts währt ewig! —"

Die neue prächtige Einbanddecke

für den 9. Jahrgang „Der kleine Coco" ist erschienen.

Wir liefern die Einbanddecke post- und verpackungsfrei gegen Einsendung von 50 Pfennig in Briefmarken.

Verlag „Der kleine Coco" Goch (Rhld.)



Weinlese am Rhein.

Weinlese am Rhein! Drei Worte nur sind es, aber welcher Deutsche hätte sich von ihrem berauschenden, poesieumwobenem Klang und Sang nicht schon das Herz berücken und den Sinn umschmeicheln lassen? Und kann doch nur der so recht ihren ganzen Zauber ermessen, der an den von Reben umgürteten und von altersgrauen Burgen überragten Ufern des herrlichsten aller deutschen Ströme geboren ist, dem seine grünblauen Wellen das Wiegenlied gerauscht haben.

Echt rheinisches Tun und Treiben entfaltet sich in den Tagen der Weinlese und sprudelt und schäumt in lebensvoller, lebenbejahender Freude hochauf. Von der mit Jubel begrüßten Stunde an, da die Glocken am Rhein die Weinlese einläuten bis zu dem Augenblick, da die letzten der wie Gold, Topase und Rubinen leuchtenden Trauben von den herbstlichbunten Weinstöcken geerntet werden. Alt und jung, groß und klein wandert vom frühen Morgen bis zum sinkenden Abend unter Sang und Klang in die felsigen Rebengärten hinein. Es ist ein Hin und Her mit gefüllten und leeren Legeln dahin, wo aus der Kelter der süße Most in die Bottiche schäumt. Die Rheinufer hinauf und hinab klingt das deutsche Lied, in das der geliebte Strom hineinrauscht. Und die rheinische Jugend, die frischen, kleinen Knirpse und die behenden, fröhlichen Mädels sind nicht zuletzt bei der Weinlese eifrig tätig. Warum auch hätten sie sonst Leseferien? Gar flink sind die kleinen Hände bei der Arbeit; abwechselnd gehts mit den Beeren in das Legel und in den Mund hinein, denn die saftgeschwellten, süßen Trauben sind gar so verführerisch und eine immer verlockender als die andere. Sang und Klang, Lachen und Scherzen verstummen in den wundervollen Tagen der Weinlese erst dann, wenn der Mond aufgeht und silberne Brücken über den Rhein baut, über die von hüben und drüben Frau Sage und das Märchen wandeln und einander grüßen.



Zweites Kapitel (Fortsetzung).

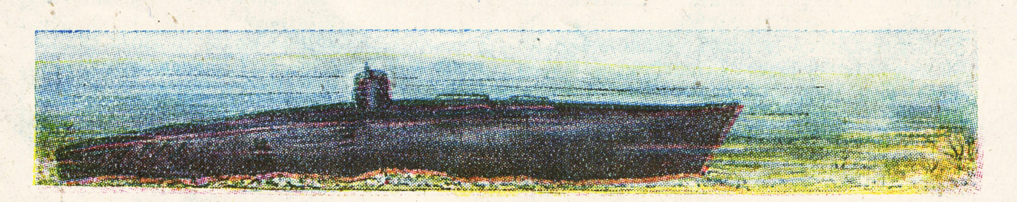
Im nächsten Augenblick zeigte sich im Lichtschein seiner Lampe etwas wie eine dunkle, stumpfe Säule. Er verriet durch nichts Befremden oder Erstaunen, sondern schien nur gefunden zu haben, was er suchte. Mit der Rechten tat er einen Schlag gegen den Stumpf und lauschte. Der Schlag klang schwer und matt und weckte keinen Widerhall. Der Mann bewegte nickend den großen Kopf, dann hielt er sich mit den Händen an dem Stumpfe fest, umschritt ihn und kehrte zu der Stelle zurück, wo er auf ihn gestoßen war.

Er lehnte sich mit dem Rücken dagegen und stand eine Weile still, als überlegte er. Dann ließ er das Licht zu seinen Füßen niederfallen und ging in entgegengesetzter Richtung, als er gekommen war, über die schwarze Fläche hin. Mit jedem Schritt wurde sie schmaler, und er sah nun, daß sie sich zu beiden Seiten rund herniederbog. Ein Stück weiter noch, und er glitt an ihr hinab, wie wenn er ausgerutscht wäre. Aber er hatte alsbald wieder Boden unter sich, und jetzt war es der Boden des Meeres, ein steiniger Grund, der im Lampenlicht grauweiß schimmerte, und er fühlte, daß es eine weiche körnige Sandschicht war, in die seine Sohlen bis an die Knöchel versanken.

Er machte abermals kehrt, und während er sich mit der einen Hand an der dunkeln Masse festhielt, schritt er wieder vorwärts. Das Licht seiner Lampe fiel auf eine schwarze, runde Wand, und an dieser Wand ging er langsam entlang, jeden Zollbreit ableuchtend. Er lenkte die Strahlen nach rechts und links, nach oben und unten. Ein paarmal auch suchte er mit dem Fuß den Sand anzuwühlen, als wollte er feststellen, wie tief die Schicht sein möge.

Die Untersuchung währte lange. Sie führte ihn etwa fünfundsechzig Meter in sanft nach außen geschweifter Linie vorwärts, bis die Wand in einer scharfen Spitze abbrach. Auch diese Spitze nahm er genau in Augenschein, während er sie umschritt. Dann ging er an der andern Seite in entgegengesetzter Richtung weiter, und es war wieder eine ebensolche Wand, die er nun neben sich hatte. Es war also irgendein großer hoher Körper, was hier auf dem Meeresgrunde lag, und wenn es kein toter Riesenfisch war, so mußte es eine Art Fahrzeug sein, das in seiner vollen Länge über hundert Meter, an seiner breitesten Stelle etwa zehn Meter messen mochte.

Was es auch sein mochte, jetzt lag es regungslos und leblos da unten, in die Sandschicht eingekeilt, und kein Zittern vom Innern her verriet, ob sein gewaltiger Leib irgendwelche Triebkraft berge. Dennoch konnte es noch nicht lange im Wasser liegen. Der Schall der Schläge, welche der Taucher von Zeit zu Zeit gegen die schwarze Wand führte,

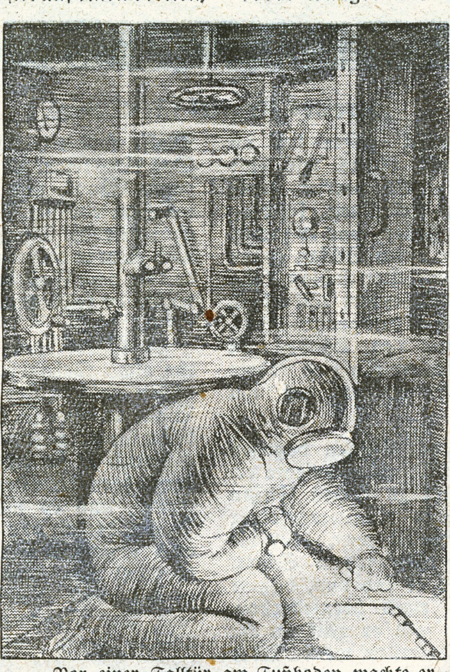


ließ erkennen, daß sie von Metall war, aber sie wies noch keine Spur von Rost auf, sie zeigte noch den matten öligen Hauch, den man an Gewehrläufen sieht.

Anscheinend befriedigt von dem Ergebnis seiner Untersuchung, die ihn bisher noch keine Beschädigung hatte finden lassen, setzte der Taucher seinen Weg auf der entgegengesetzten Seite fort. Wieder leuchtete er Zoll für Zoll die hohe, schwarze Wand ab, gelangte zu der Stelle, wo sich die stumpfe Säule erhob, an welcher er vorhin gestanden hatte, tat ein paar Schritte noch über sie hinaus und blieb plötzlich stehen.

Das Licht seiner Lampe fiel auf einen breiten, tiefen Riß, der in der Wand klaffte. Wie entsetzt prallte der Mann zurück bei diesem Anblick, ein dumpfer Laut klang gleich einem unterdrückten Schrei aus seiner Maske hervor.

Es war ein meterhohes, meterbreites Loch, wie von einem Riesenmesser in den Stahl geschlitzt, eine furchtbare, tödliche Waffe, durch die das Wasser tief in das Innere des großen Körpers hineingedrungen war.


. . . Vor einer Falltür am Fußboden machte er halt und sah sinnend darauf hin . . .

Der Taucher stand eine Weile wie angewurzelt und starrte auf die nach innen gebogenen zackigen Ränder dieser dunklen Öffnung. Sie war indessen nicht breit genug, um ihn durchzulassen; er mußte befürchten, seinen Anzug zu zerreißen, wenn er sich hineingezwängt hätte. Wenn er auf einen Augenblick diese Absicht gehabt hatte, so stand er alsbald davon ab. Doch schien er zunächst nicht zu wissen, was er weiter beginnen sollte.

Hatte er die Zuversicht gehegt, dieses versunkene Fahrzeug, das er nach stundenlangem Suchen entdeckt, unversehrt zu finden? War er um dieser Hoffnung willen so kühn gewesen, die Menschen zurückzustoßen, die ihn dem Wasser entziehen wollten? Dann mußte er sich nun in seiner sichern Erwartung enttäuscht sehen. Der Riß, den er vor Augen hatte, ließ keinen Zweifel daran, daß dieses Fahrzeug verloren war, daß er es nicht wieder in Bewegung setzen konnte. Wenn es Menschen in seinem Innern barg, wenn er die Absicht gehabt hatte, sich zu ihnen zu gesellen, so konnte er jetzt nur in ihrer Mitte den Tod erwarten, sofern sie noch am Leben waren.

Wie gelähmt von dieser furchtbaren Erkenntnis, stand er noch immer unbeweglich. Sollte er sich dem Schicksal beugen, zu dem er verurteilt schien, oder sollte er an die Oberfläche zurückkehren, um auf gut Glück in der See zu treiben, bis der Zufall irgendein Schiff in seine Nähe führte, das ihn aufnehmen könnte? Wie lange würde er imstande sein, sich im Wasser zu halten, da er doch weder Speise noch Trank bei sich führte? Durfte er damit rechnen, gerettet zu werden, bevor Hunger und Durst ihn töteten!

Langsam den Kopf von einer Seite zur andern wendend, starrte er in die unter dem Lichtschein seiner Lampe grünlich schimmernde Flut, die ihn rings umgab. Er, der die Schrecknisse des Wassers überwunden zu haben wähnte, ward sich mit einem Male seiner Hilflosigkeit bewußt und erkannte, wie wenig ihm die große Kunst nützte, in deren Besitz er sich den Herrn der Tiefe genannt hatte. Das Element, das er besiegt glaubte, triumphierte über ihn. Lautlos und fast ohne Bewegung schloß es sich um ihn, als bedürfe es nicht der geringsten Anstrengung, sein Opfer zu vernichten.

Endlich entriß er sich der lähmenden Betäubung. Er schwebte zu dem Ansatz der stumpfen Säule auf und faßte Fuß auf der oberen Fläche des Fahrzeuges. Das Licht der Lampe fiel auf einen Einschnitt, der von einer Tür herzurühren schien. Seine Hand legte sich auf einen Griff von der Form einer eisernen Klammer. Die Tür gab dem ersten Zug nicht nach, er stemmte sich mit den Füßen gegen die Säule und riß mit aller Kraft. Jetzt tat sie sich auf, und er schob sich hindurch und gelangte in einen Raum, rund und breit wie das Innere eines großen Schornsteins, und dieser Raum war ganz von Wasser angefüllt.

Ein neuer Schrecken für den kühnen Taucher! Abermals stand er still und betrachtete das Unheil, das sich seinen Blicken darbot. Durch

den Schleier des Wassers sah er rings an den Wänden allerlei Hebel, Druckknöpfe, Schrauben und Stellräder. Die Tür eines großen Schrankes, hinter der ein Gewirr von Drähten, Schaltern und Kapseln hervorschimmerte, stand halb offen. In der Mitte erhob sich ein Tisch, von dessen Platte eine runde Röhre nach oben lief, die durch die Decke des Gemaches hindurchzugehen schien. Alles deutete auf einen verzwickten, sinnreichen Apparat, der vor kurzem noch in Tätigkeit gewesen sein mochte und durch ein jähes Unglück zum Stillstand gebracht worden war.

Der Mann trat an den Tisch heran und blickte auf die runde Röhre.

„Vollgelaufen!" sprach er vor sich hin. „Das Wasser hat die Linsen herausgedrückt. Ich dachte es mir!"

Und zu der Wand schreitend, ging er im Kreise daran entlang, von Augenblick zu Augenblick stehenbleibend.

„Zerstört! Zerstört!" murmelte er immer wieder. „Und wenn auch dies und jenes noch brauchbar gemacht werden könnte, wie soll ich das Boot mit diesem furchtbaren Loch in der Wand je wieder flottmachen?"

Vor einer Falltür am Fußboden machte er halt und sah sinnend darauf hin.

„Entweder haben sie die Tür noch rechtzeitig schließen können, oder das eindringende Wasser hat sie zugedrückt. Doch was nützt es, wenn selbst der Gang und ein paar Kammern unten noch unversehrt wären! Mir bleibt nur übrig, mit den andern zu sterben!"

Er kniete nieder, schlug gegen die Klappe der Falltür und lauschte.

Der Schall menschlicher Stimmen drang zu ihm herauf.

Er stand wieder auf und blickte um sich her. „Sie leben noch!" murmelte er. „Die Unglücklichen! Es wäre ihnen besser, sie hätten einen schnellen Tod gefunden!"

Er überlegte. Da die Leute da unten noch am Leben waren, durfte er annehmen, die Räume unterhalb des runden Gemaches seien noch nicht voll Wasser. Zum mindesten ließ sich dies von dem Raume hoffen, in welchem die Leute sich augenblicklich befanden. Sie mußten also die Geistesgegenwart gehabt haben, die Öffnung des Sprachrohrs, das von hier oben hinunterführte, zu schließen, sobald der erste Strahl Wasser zu ihnen herabgeschossen war. Noch mehr, sie mußten auch die Schotten geschlossen haben, sonst hätte die Flut, die durch das Loch an der Backbordseite hereinströmte, die Tanktür gesprengt, und sie wären verloren gewesen.

Er lauschte noch einmal, aber dort unten war es wieder ganz still. Die Leute konnten ja nicht auf den Gedanken kommen, daß ein Mensch den Weg zu ihnen hinabgefunden habe. Sie hatten wohl den Schlag gehört, aber sie glaubten sicherlich nur, irgendein Gegenstand sei gegen die Tür gefallen. Wie sollte er sich ihnen verständlich machen? Durch die Maske, die er trug, konnte seine Stimme nicht zu ihnen dringen, und selbst wenn er diese Maske nicht getragen hätte, die Klappe der Tür war von starkem Stahl und hätte keinen menschlichen Ruf hindurchgelassen.

„Ich muß es versuchen", sprach er vor sich hin. „Wenn Toba noch lebt, wird er wissen, was er zu tun hat."

Er trat an die Wand und drückte auf einen der vielen Knöpfe, die sich an ihr befanden, und dann auf einen zweiten dicht daneben.

Ein dumpfes Gemurr, wie wenn in weiter Ferne Stimmen durcheinander schrien, ließ sich vernehmen. Gleich darauf war ein tiefes Sausen zu hören, wie wenn heftiger Wind durch eine schmale Häuserreihe fährt. Minutenlang hielt es an, untermischt mit seltsam gurgelnden Lauten und pfeifendem Gezisch.

Im selben Augenblick wo es verstummte, riß der Taucher die Türklappe auf, schob sich durch die Öffnung und ruschte wie ein Ball die Treppe hinab. Ein Schwall von Wasser stürzte hinter ihm drein. Dann aber stand die Flut zu seinen Häupten unbeweglich wie eine Glaswand. Die Tür blieb offen, doch kein Tropfen mehr fiel herunter.

(Fortsetzung folgt.)

Der „Coco-Kalender 1927"

bringt einen großen Malwettstreit!

2200 Mark Barpreise!

Der Coco-Kalender kostet 1 Mark und ist in allen Läden, die „Rama butterfein" verkaufen, erhältlich; wo nicht vorrätig, direkt zu beziehen vom Verlag **„Der kleine Coco"** Goch (Rhld.)

Das Schubertlied.

Von Max Jungnickel.

Wie ein wildes, zottiges Malweib kommt die Herbstnacht ins Dorf geschlichen. Sie zaubert auf ihre Palette das kalte Silberlicht und das schaurige Tiefdunkel. Auf ihrer Schulter kauert ein Rabe und schwatzt wie ein Leichenbitter. Die Birken stehen am Dorfteich, im Nachtwind, und frieren.

Im Pfarrhaus ist noch Licht. Ein Fenster steht offen. Der Kantor sitzt am Klavier, und seine lichtblonde Tochter hält ein Notenheft in der Hand. Und nun huscht aus dem Fenster ein Schubertlied: eine selige, strahlende Strophe

„Horch, horch, die Lerch' im Ätherblau!"

Die Nacht steht vor dem Fenster und lauscht. Und das Lied tanzt um die Birken und trägt sie durch verzauberte Frühlingsmärchen. Die Bäume träumen von Morgendrosseln, von versonnenem Wassergemurmel und von Maimondstrahlen. Die Birken wiegen sich und biegen sich. Ihre nackten Zweige schlagen ineinander, und wie fröhliche, junge Mädchen möchten sie Arm in Arm zum Pfarrhaus wandern.

Da verklingt das blaublaue Schubertlied. Das Licht verlöscht. Die Birken stehen wieder weinend und frierend am Teiche. Und die Nacht fragt wilddunkel den Wind, ob er nicht bald Schnee ins Dorf bringt.





Nach einem Gemälde von C. Sporleder.

Das gescholtene Englein.

1. Es kam ein lieb hold Engelein
Vom Himmel her geflogen,
Ist wanderfroh durch Wies' und Hain
Gezogen.

2. Es fand an Feld und Gartenrand
Viel wunderschöne Sachen
Und sah mit Freud und Lust den Tand
Und Lachen.

3. Und ist auf manchen bunten Baum
Gar leicht und flink geklommen;
Das Schönste hat's als wie im Traum
Genommen.

4. Da war's, als ob's von oben sprach
Und zürnte — hu — so schaurig. —
Nun steht das arme Englein, ach,
So traurig . . .

Paim.



Der Ameisenbär.

Eines der merkwürdigsten Tiere ist der in Süd- und Mittelamerika lebende Ameisenbär. Ameisen frißt er, und förmlich wie ein Bär sieht er aus. Er hat einen walzenförmigen, an der Spitze Nasenlöcher tragenden Schnabel, in welchen der sehr schmale Kopf ausläuft. Sein seitlich zusammengedrückter Rumpf ist auf dem Rücken mit einer Mähne, Beine und Flanken sind mit langem hängenden Haar bekleidet. Die in jenen Gegenden lebenden Termiten bauen aus Erde und Holzfasern hohe Hügel, in denen sie vor Feinden sicher zu hausen glauben. Der Ameisenbär erwischt sie aber doch. Hat er einen Termitenhaufen gefunden, so reißt er ihn mit seinen scharfen krummen Krallen auf, worauf die Termiten eilig und erschreckt heraus gelaufen kommen. Wer da weiß, wieviele Ameisen dazu gehören, einen der in unserem Vaterlande wohlbekannten runden Ameisenhaufen zu bevölkern, wird sich eine Vorstellung davon machen können, wieviele Termiten in einem solchen mehrere Meter hohen Hügel wohnen.

Ameisenbär, einen Termitenhügel aufreißend.

Der Ameisenbär kommt also stets zu einer auskömmlichen Mahlzeit. Mit seiner langen, dünnen, klebrigen Zunge befördert er die Insekten in sein Inneres; mit dem besenartigen breiten Schwanz dagegen fegt er die entfliehenden zusammen und genießt sie dann mit Behagen. Der Ameisenbär soll ein vortrefflich schmeckendes Fleisch besitzen, weswegen er von den Eingeborenen gejagt wird. Im allgemeinen friedlich, gerät er, in die Enge getrieben, in die größte Wut und sucht seine Feinde mit den Vorderpranken zu umschlingen und zu erwürgen.

R. Hansche.

Es ist nicht genug zu wissen, man muß es auch anwenden; Es ist nicht genug zu wollen, man muß auch tun. Goethe.



Kochrezepte.

Apfel-Kartoffeln (Fleischloses Gericht).

Zutaten: 2 Pfund säuerliche mürbe Aepfel, 2 Pfund Kartoffeln, 1 große Zwiebel, 50 g „Rama butterfein", Essig, Salz und Zucker nach Geschmack.

Die geschälten Aepfel werden vom Kernhaus befreit, in Viertel geschnitten und dann mit wenig Wasser langsam gedünstet, wobei man darauf achten muß, daß sie nicht zerfallen. Inzwischen ließ man geschälte und in grobe Würfel geschnittene Kartoffeln in Salzwasser kochen, worauf man unter diese die Aepfel vorsichtig rührt, fügt die kleinwürfliggeschnittene und in „Rama butterfein" geröstete Zwiebel bei und schmeckt das Gericht mit Salz, Essig und Zucker süßsäuerlich ab. Man kann dazu Siedewürstchen, Bratwurst, Fleischklößchen usw. reichen.

Pflaumengefüllte Kartoffelnudeln.

Zutaten: 1 Pfund gekochte geriebene Kartoffeln, 1 Pfund Mehl, 1 Ei, 2 Teelöffel Salz, eine halbe Tasse Magermilch, 1/4 Pfund „Rama butterfein", 1/2 Päckchen Backpulver oder 1 Teelöffel Natron. — Die gekochten geriebenen Kartoffeln verknetet man mit dem Ei, Salz, der Milch und der zerlassenen „Rama butterfein", dem Mehl und Natron zu geschmeidigem Teig, den man in vorgewärmter Porzellanschüssel zugedeckt 1 Stunde „ruhen" läßt, wodurch dieser besonders „glatt" wird. Auf bemehltem Brett nicht zu dünn ausgemangelt, schneidet man ca. 5 cm große, viereckige Stücke, in deren Mitte man 1 oder 2 frische Pflaumen, deren Kern man entfernte und durch 2 süße abgezogene Mandeln ersetzte, gibt. Die Teigzipfel werden übereck zusammengedreht und dann die Kartoffelnudeln in leichtem, wallendem Salzwasser solange gekocht, bis sie „oben"schwimmen. Mit brauner Butter übergossen, reicht man sie zu Tisch.



Praktische Winke.

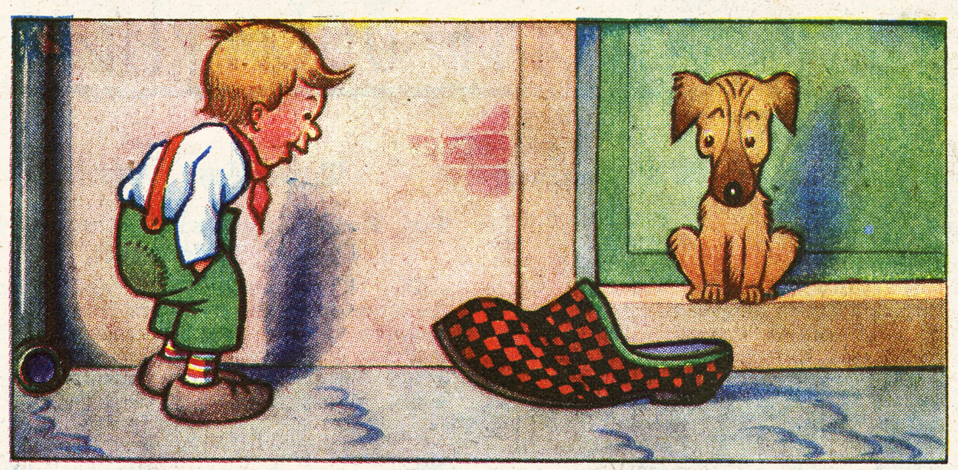
Das Konservieren von Zitronensaft für den Wintervorrat.

Die billige „Zitronensaison" sollte jede Hausfrau ausnutzen und einen kleinen oder größeren Vorrat von Natur-Zitronensaft herstellen. Dieser ergibt dann für die „zitronenlosen" Wintermonate eine unentbehrliche Würze an pikante und süße Soßen, Fleischspeisen, Suppen, Aufläufe, Puddings, wie auch, mit kaltem Wasser und Zucker verrührt, kühlende Limonaden für heiße Tage, ganz abgesehen von dem außerordentlichen Wert, den der konservierte Zitronensaft als durst- und fieberstillende Limonade in vielen Krankheitsfällen bietet.

Dazu werden eine Reihe Zitronen (zuvor die äußere gelbe Schale mit feuchtem Tuch sauber abgewischt und feingerieben oder -gewiegt, mit Zucker vermengt in Glasbüchsen eingedrückt als Backwürze) ausgepreßt, darauf durch ein feines Leinenläppchen oder Filtrierpapier gegossen, damit das Fruchtfleisch zurückbleibt. Nach 10—12 Stunden entfernt man den sich bildenden Schaum und füllt dann den Saft in saubere, kleine oder mittelgroße Glasflaschen, verkorkt sie gut und kocht sie im Wasserbade 1 Stunde. Danach verlackt man sie mit Flaschenlack, heiß gemachtem Paraffin oder Stearin. So verwahrt, hält sich der konservierte Zitronensaft jahrelang.

Wie man eine Blechdose öffnen kann.

Eine Blechdose, mag sie Bohnerwachs, Schuhcreme, Putzpomade, Vaseline oder anderes enthalten, die sich nicht öffnen lassen will, stelle man auf den Fußboden, setze den Fuß auf den Rand der Dose und rolle sie ein paarmal hin und her. Danach wird es ein leichtes sein, die Dose aufzumachen.



DER GALOPP-PANTOFFEL

Von Ernst Schäfer.

Etwas Besonderes war gar nicht an ihm. Er sah aus wie jeder andere Pantoffel, hatte unten eine dicke Ledersohle und oben einen bunten Plüschbezug. Nur das war merkwürdig an ihm, wer ihn anhatte, der mußte laufen ohne Rast und ohne Ruhe. Glauben wollte es zwar niemand, und doch hat es mancher zu seinem Leidwesen erfahren und galoppieren müssen, daß ihm die Zunge zum Halse hinaushing.

So erging es auch jenem Knaben, den die Leute seiner Langsamkeit wegen Schneckenhansel nannten. Laufen sah man ihn nie, und wie seine Kameraden über Stock und Stein springen, tat er erst recht nicht. „Warum auch," dachte er, „ich komme auch so noch immer zurecht."

Sagte ihm die Mutter etwa: „Hansel, lauf schnell, und hole mir dies und das", so ging er gemächlichen Schrittes davon und beeilte sich nicht im geringsten. Da war es kein Wunder, daß seine Mutter einmal voller Aerger hinter ihm dreinrief: „Ich wollte, daß dir der Galopp-Pantoffel das Laufen beibrächte!"

Hansel ging aber trotzdem nicht schneller, „Mich bringt auch der Galopp-Pantoffel nicht rascher vorwärts," sprach er bei sich, „und wenn es wirklich einen solchen gibt, möchte ich sehen, wie er es zuwegebringt."

Indem er so mit sich redend dahinging, sah er ein altes Mütterchen am Wege sitzen. Das jammerte: „O, wer mir doch meinen Pantoffel reichte, ich bin alt und schwach, das Bücken fällt mir blutsauer!"

Schneckenhansel sah den Pantoffel mitten im Wege liegen, aber anstatt ihn aufzuheben und der Alten zu reichen, rief er lachend: „Gib acht, Alte! Jetzt kommt dein Pantoffel wie ein Vogel durch die Luft geflogen, siehe zu, daß er dir nicht davonfliegt!" Mit diesen Worten steckte er seinen Fuß in den Pantoffel und wollte ihn der Alten zuschleudern. Aber, o Schrecken. — Kaum hatte er ihn am Fuße, da setzten sich seine Beine von selbst in Bewegung, schnell und immer schneller, bis sie endlich so





schnell wie eine Maschine liefen. Ehe er sich versah, war er schon zum Dorfe hinaus.

Es war gerade um die Mittagszeit und die Bauern kehrten vom Felde heim. Als sie Schneckenhansel so dahergaloppieren sahen, blieben sie vor Erstaunen mit offenem Munde stehen, und einer rief ihm zu: „Schneckenhansel, ist der Leibhaftige hinter dir her?" Schneckenhansel war bereits um die nächste Waldecke verschwunden, und das wollte etwas heißen, lag sie doch eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt.

Schneckenhansel, dem es von dem tollen Laufe in den Ohren sauste und im Kopfe wirbelte, kam allmählich zur Besinnung. Er versuchte in seinem Laufe einzuhalten; aber es ging nicht. Wie von einer unsichtbaren Macht wurde er vorwärtsgetrieben. „Hätte ich nur diesen verwünschten Pantoffel vom Fuße," knirschte er ingrimmig, „ich muß schneller laufen als ein Gaul, und der Schweiß rinnt mir in Bächlein vom Leibe herunter!" Aber der Pantoffel saß an seinem Fuße wie festgenagelt.

So ging es weiter und immer weiter. Alles Widerstreben nützte nichts.

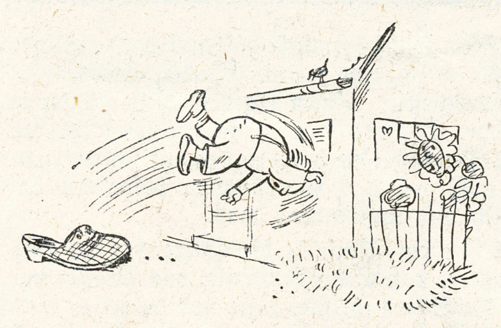
„Das ist die Strafe für meine Langsamkeit", stöhnte der Schneckenhansel. „Das alte Zauberweib ist schuld daran. Es hat den Wunsch meiner Mutter gehört und mir den Galopp-Pantoffel in den Weg gestellt. Hätte ich ihn doch nur nicht angerührt!"

Alle seine Selbstvorwürfe halfen ihm aber nichts. Er mußte weiter und weiter, Länder, Städte und Dörfer durcheilen. Einen eigenen Willen hatte er nicht mehr. Stöhnte er gar zu sehr, flugs suchte der Galopp-Pantoffel die holperigsten und schlechtesten Wege auf, wo das Galoppieren besonders beschwerlich und anstrengend war.

Kam ihm ein Bach in die Quere, patsch, ging es hindurch, daß Schneckenhansel das Wasser nur so um die Ohren spritzte. Hier und da suchte man den tollen Ausreißer aufzuhalten. Wer ihm jedoch zu nahe kam, dem versetzte der Galopp-Pantoffel einen Stoß, daß ihm Hören und Sehen verging.

Wo er erschien, stoben die Leute auseinander und riefen: „Seht da kommt einer, der für seine Langsamkeit büßen muß!" Die Kinder starrten ihn mit schreckensbleichen Gesichtern nach; denn was sie von Schneckenhansel sahen, vergaßen sie nie mehr. Eine wahre Jammergestalt war aus ihm geworden. Sein Gesicht sah bleich und abgemagert aus, die Zunge hing lang aus dem Munde, und aus den Augen, die tief in ihren Höhlen lagen, blickte wilde Verzweiflung. Kein Wunder auch; denn Tag und Nacht, durch Wind und Wetter war er galoppiert. Der strömende Regen hatte ihn bis auf die Haut durchnäßt, und die glühenden Sonnenstrahlen hatten seinen Körper beinahe gedörrt.





Dazu peinigten ihn Hunger und Durst entsetzlich, und noch immer war kein Ende seiner Strafe abzusehen. Gern hätte er sich einmal ausgeruht und eine Weile gerastet; aber sein grausamer Peiniger kannte kein Erbarmen.

Fort, immer fort ging es wie der Sturmwind. Er wäre vor Schwäche und Elend zusammengebrochen, wenn ihn der Galopp-Pantoffel nicht mitgerissen hätte. Da seufzte Schneckenhansel so recht aus Herzensgrund: „Ach, wäre ich doch wieder daheim bei meiner Mutter, wie wollte ich laufen und springen, wenn ich etwas für sie holen sollte. Nie mehr würde ich ihr einen Grund zur Klage geben, und keiner im Dorfe sollte Ursache haben, mich Schneckenhansel zu heißen!"

Es war nur gut, daß er andern Sinnes geworden war; denn sonst hätte er noch bis ans Ende der Welt laufen können.

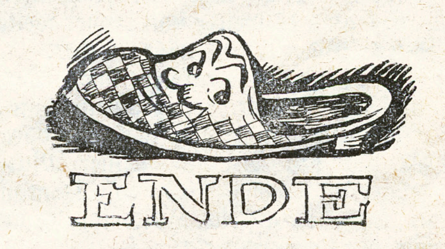
Als der Galopp-Pantoffel seine Sinnesänderung merkte, änderte er sogleich seine Richtung und galoppierte Schneckenhansels Heimat zu. Noch einmal ließ er seine Beine tüchtig ausgreifen und ihn fühlen, was es heißt, einen Galopp-Pantoffel am Fuße zu haben. Dann hielt er vor dem Hause, in welchem Schneckenhansels Mutter wohnte, mit einem Ruck still. Der kam so plötzlich und unerwartet, daß Schneckenhansel in weitem Bogen aus dem Pantoffel flog; und es war ein Glück für ihn, daß er auf den weichen Rasen fiel, sonst hätte er zu guter Letzt noch Arm und Bein gebrochen. Er glaubte noch die Stimme des alten Zauberweibes zu hören: „So soll es allen Kindern ergehen, die so langsam und träge sind wie du!" — Dann schwand ihm die Besinnung.

Als er erwachte, lag er in seinem Bette, und über sich gebeugt sah er seine Mutter stehen. Die schloß ihn in ihre Arme, drückte ihn an ihr Herz und sprach: „Hansel, mein armer Hansel, warum mußtest du auch so langsam und bequem sein? Wärest du zu rechter Zeit gelaufen, so wäre dir viel Not und Qual erspart geblieben."

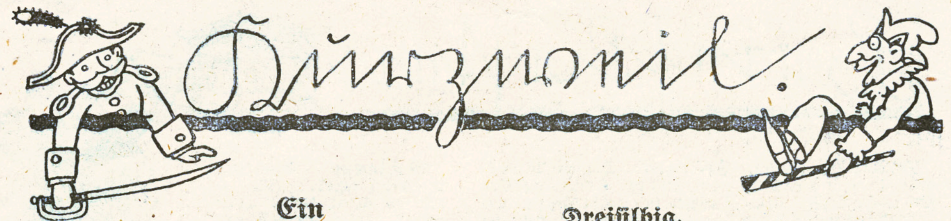
Da schlang Hansel seine Arme um der Mutter Hals und sagte: „Mutter, liebe Mutter, nie mehr wirst du mich meiner Langsamkeit wegen zu schelten brauchen. Der Schneckenhansel bin ich für immer gewesen, und alle Leute im Dorfe sollen sich wundern, wie schnell ich nun laufen kann."

Der es ihm aber beigebracht hatte, stand draußen auf der Straße und rührte sich nicht. Wozu auch? Er brauchte ja jetzt nicht mehr zu galoppieren. Wohl sah er von der langen Reise verstaubt und schmutzig aus; aber verschlissen war seine Sohle noch lange nicht.

Da steht er nun und wartet, ob nicht wieder ein Kind des Weges daherkommt, das seine Beine nicht gebrauchen will, wozu sie doch gemacht sind: nämlich zum Laufen und Springen.



6



Ein Spiel für die Herbsttage.

Korb-Weiterlangen.

Die Kinder stellen sich in einem Kreise auf. Eins von ihnen hat sich als Leiter des Spieles einen mit einem Tuch oder Deckel verdeckten Korb zurechtgestellt, in dem sich ein Dutzend verschiedener Gegenstände befinden, z. B. Zwirnrolle, Knopf, Wollfaden, Apfel, Lineal, Taschenmesser usw. Plötzlich nimmt der Spielleiter den Korb, öffnet ihn, reicht ihn seinem rechten Nachbar und ruft fortwährend: „Weiterlangen! Weiterlangen!“, bis der Korb wieder im Kreise zu ihm zurückkommt. Rasch wird er verschlossen, die Spieler aber müssen nun, jeder für sich, irgendeinen Platz des Zimmers, Hofes oder Gartens aufsuchen und auf ein Stückchen Papier möglichst viele von den im Korbe gesehenen Gegenständen aufschreiben. Darunter kommt dann der Name. Zuletzt werden die Zettel dem Spielleiter überreicht, der feststellen muß, wer von den Mitspielenden die meisten „Treffer“ gemacht hat. Dieser „Beste“ hätte dann beim nächsten Korbweiterlangen den Spielleiter abzugeben und den Korb mit 12 neuen Gegenständen zu füllen. Wer seine Sache am schlechtesten gemacht hat, muß jedoch ein Pfand geben. Zuletzt werden die Pfänder ausgelost. Das Herumreichen des Korbes muß möglichst gleichmäßig schnell vor sich gehen, und niemand außer dem Spielleiter darf dabei sprechen. L. F.

Rätsel

von Emil Pein.

Vergänglich.

Im Holz hör' ich den „W“ wohl nagen,
Lang kann der „T“ die Last nicht tragen;
Da kam ein „St“ dahergefegt
Und hat ihn auf die Erd' gelegt.

Dreisilbig.

Die beiden ersten tragen die dritte,
Wenn sie sich tummeln bei scharfem Ritte.
Das Ganze muß täglich in seinem Garten
Der fleißige Gärtner pflegen und warten.

Gegensätze.

Dem Namen nach bin ich nur klein;
Doch willst du mich besteigen,
Wird sich so mancher Tropfen Schweiß
Auf deiner Stirne zeigen.

Strafe.

Kennst du die schöne Insel nicht,
Wo viele gerne weilen,
Dann wird sie sicher, ohne Fuß,
Der Lehrer dir erteilen.

Auflösung des Kreuzrätsels aus Nr. 2.

			a	d	s			
			u	a	o			
			t	l	l			
a	u	t	o	m	o	b	i	l
d	a	l	m	a	t	i	e	n
s	o	l	o	t	h	u	r	n
			b	i	u			
			i	e	r			
			l	n	n			

1. Automobil,
2. Dalmatien,
3. Solothurn.

Richtige Lösungen zu Kurzweilrätseln

sandten ein:

Ilse Pikulitz, Essen-Margaretenhöhe; Fritz Desch, Holten; Rudolf Cedzich, Cosel (O.-Schl.); Marianne Kehren, Rheindahlen; Kurt Schäfer, Riesa a. d. Elbe; Helmut Prescher, Zittau in Sachsen; Clemens Holthaus, Liesborn; Martha Nehring, Rathenow; Willi Ullrich II., Nossentiner-Hütte; Gerhard Hannig, Wehlitz; G. Meyer, Bad Salzuflen in Lippe; Ludwig Oehens, Manderscheid-Eifel; Henry Fiedler, Chemnitz-Furth; Paul Bender, Witten-Ruhr; Elfriede Franke, Hirschfelde b. Zittau; Gottfried Niedeggen, Köln-Nippes; Wilhelm Kaatz, Roßlau; Fritz Richter, Dresden-A. 28; Fritz Laeger, Braunschweig; Carl Heinz Ettler, Burg in Fehmarn; Alfred Neuhaus, Lütgendortmund; Elfriede Reuther, Heidelberg Nr. 122 b; Anton Timmers, Gronau in Westfalen; H. Themann, Eckernförde; Minni Köpper, Hardt b. Dorsten; Anne-Marie Munk, Hochheim; Carl Bertsch, Hameln; Fridolin Szalwat, Duisburg; Richard Schrauth, Neuwied; Lina Schellenberger, Peißenberg; Horst Plate, Altona-Ottensen; Heinz Thierfelder, Dresden-A. 27; Hugo Krahl, Großen-Linden; Elsbeth Rakay, Langenbochum; Maria Budde, Langenbochum.

Briefkasten

Michel Korthaus, Villingen. Deinen Wunsch erfüllten wir gerne. Jawohl, gibt es! Sonnentierchen sind mikroskopisch kleine Tierchen mit strahlenartig ausgehenden Scheinfüßchen. Diese Tiere halten sich meistens im Süßwasser auf.

Rosel Behrens, Berlin. Schicke die Kochrezepte nur direkt an die Leserin. Für deine Aufmerksamkeit Dank und Gruß.

Rudi Dechange, Wo? Vielen Dank für die selbst gemalte Karte. Es freut uns sehr, daß auch du, wie viele tausend andere Kinder, deine Freude an den schönen Zeitungen „Coco" und „Fips" hast. Deine Bestellung haben wir sofort erledigt. Freundlichen Gruß!

Josef Felsing, Chemnitz. Der Rubel ist eine russische Geldsorte. Im Frieden zahlte man für einen Rubel G.-Mk. 2,16. Freundlichen Gruß.

Vier Mauerblümchen in Breslau. Rechte Schnacken seid ihr, aber keine Mauerblümchen. Der Coco hat euren Schalk gleich durchschaut. Wartet, wir werden euch schon kriegen. Jedem Mauerblümchen senden wir herzlichen Gruß.

Heckenröschen, Holzwickede. Sicher wirst auch du einmal etwas gewinnen. Aber du bist ja sehr vernünftig; du siehst ein, daß nicht alle Kinder einen Preis erhalten können. Mit Freuden nehmen wir dich auf in unseren Kreis, liebe Freundin. — Der Kalender ist schön; das sagen uns alle!

Günter Stockhaus, Beuel. Es gibt nicht nur Mäuse, sondern auch „Mäusevögel". Der Mäusevogel ist ein harmloses Tier, welches in Süd-Afrika lebt und sich von Früchten nährt. Beim Schlafen hängt sich dieses fliegende Mäuschen an einen Zweig, und zwar mit dem Kopfe nach unten. Gruß.

Hannerle vom Rhein. Gerne begrüßen wir dich als neue Freundin. Natürlich darfst du uns recht oft schreiben. Die Wünsche des kleinen Ernst haben wir bereits erfüllt. Also auf treue Freundschaft.

Marianne Dreiling, Niederorschel. Wie alt bist du wohl, kleine Marianne? Wir wollen gute Freundschaft halten, und wir freuen uns, wenn du uns wieder mal so nett schreibst. Mit vielen Grüßen.



Wanderer vom Fläming. Und kennst Gottfried Keller nicht? Ei, ei! Er war Staatsschreiber in Zürich, wollte Maler werden und wurde einer der größten Erzähler in deutscher Sprache. Gedichte gibt es auch von ihm. Über seine bedeutendsten (erzählenden) Werke sind: „Der grüne Heinrich", „Leute von Seldwyla". (1819—1890.)

Karlchen i. Berlin. Die Cheopspyramide (Gizeh) ist 136 Meter hoch. Gruß.

Franz Vogt, Nebersdorf. Coco möchte dich einmal in seine schöne Heimat einladen! Das geht aber vorerst nicht, da ja dein Freund Coco dauernd auf Reisen ist. Vielleicht später einmal. Herzlichen Gruß.

Karl Hallberg, Jüterbog. Einen drei Seiten langen Brief hast du uns geschrieben. Wir danken dir dafür, indem wir dich im Briefkasten veröffentlichen. Ja, daran hättest du sicher nicht gedacht.

Fritz Bergehoff, Bremen. Du freust dich schon auf die nächsten „Coco"- und „Fips"-Nummern! Recht so. Deinen Wunsch haben wir erfüllt, und nun wirst du kleiner Knirps wohl zufrieden sein. Beste Grüße.

Tierfreund in München. Deine Entdeckung ist äußerst interessant. Eigentümliche Tiere sind auch die „Schneidervögel", welche in Ostindien und Indonesien ihre Heimat haben. Zwei Blätter nähen sie mit Pflanzenfasern an den Rändern zusammen und bauen in dieses Blattkörbchen ihr Nest. Hab deine kleinen Freunde nur recht lieb.

Beim Einkauf von „Rama-Margarine butterfein" erhält man umsonst abwechselnd von Woche zu Woche die Kinderzeitung „Der kleine Coco" oder „Fips", die heitere Post.

Fehlende Nummern sind gegen Einsendung von 10 Pfg. (in Briefmarken) pro Exemplar vom Verlag erhältlich.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an die Adresse: „Der kleine Coco", Goch (Rhld.)

Für den Inhalt verantwortlich: P. Mengelberg, Goch (Rhld.)